



**Sara Johnsen**

Übersetzt von Ursel Allenstein

# White Man

Roman

**mare**

Sara  
Johnsen

# White Man

Roman

*Übersetzt  
von  
Ursel Allenstein*

**mare**

**Sara Johnsen** wurde 1970 in Oslo geboren und studierte Regie. Ihr Film *Vinterkyss – Kissed by Winter* war 2005 Norwegens Beitrag für den Auslands-Oscar. Einem breiten Publikum bekannt wurde sie in Norwegen 2009 durch ihren Spielfilm *Upperdog*, der 2012 unter dem Titel *Stadtneurosen* auch im deutschen Fernsehen auf ZDF und arte zu sehen war. Beide Filme waren für den Filmpreis des Nordischen Rates nominiert und wurden mit mehreren Preisen ausgezeichnet.



© Marte Garmann Johnsen

Sara Johnsens literarisches Debüt, ein Band mit Erzählungen, erschien 2004; ihr Roman *White Man* (2008), der auch ins Dänische übersetzt und von der norwegischen wie der dänischen Presse begeistert aufgenommen wurde, ist ihr erstes Buch, das auf Deutsch erscheint.

**Ursel Allenstein**, geboren 1978, studierte Skandinavistik, Germanistik und Anglistik in Frankfurt und Kopenhagen. Heute lebt sie als freie Übersetzerin aus den skandinavischen Sprachen in Hamburg; u. a. übertrug sie Sara Stridsberg und Kjersti Annesdatter Skomsvold ins Deutsche. 2011 erhielt sie den Hamburger Förderpreis für Literarische Übersetzung für Kim Leines *Die Untreue der Grönländer* (**mare** 2011), wobei die Jury ihr »großes sprachliches Können und feines Gespür für Zwischentöne« bescheinigte.

Sara Johnsen, *White Man*  
OT: *White Man*  
Roman

Aus dem Norwegischen von Ursel Allenstein  
ca. 320 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen  
19,90 € (D)  
ISBN 978-3-86648-141-1

*Erscheint am 12. Februar 2013*

## **Pressestimmen**

*aus Norwegen und Dänemark*

»Johnsen zeigt, dass es möglich ist, fesselnde Literatur zu schaffen, die genauso von den persönlichsten Intimitäten handelt wie von den ganz großen Themen der Welt, in der wir leben. ... Ein spannender, unheimlicher Thriller, der den Leser immer wieder überrascht.« *Dagsavisen*

»Ein Pageturner mit Leinwandpotenzial.«  
*Verdens Gang*

»White Man ist ein brillant komponierter Roman, in dem die große und die kleine Geschichte auf hervorragende Weise ineinander greifen. ... Ein beeindruckend stilsicheres Debüt.« *Politiken*

»Jeder kann vielleicht eine Geschichte aus verschiedenen Blickwinkeln erzählen, aber so intelligent, wie Johnsen das hier tut, kommt es nur sehr selten vor. ... Eine Erzählerin von Bedeutung.« *Dagens Noeringsliv*

»Ein wichtiges Anliegen des Romans ist, wie anders Wirklichkeit von verschiedenen Individuen mit ihren unterschiedlichen Lebensgeschichten, höchst unterschiedlichen Voraussetzungen und damit verschiedenen Arten, die Welt zu verstehen und misszuverstehen, aufgefasst wird.«  
*Dagbladet*

»Sara Johnsen hat ein vortreffliches und ungewöhnliches Buch geschrieben.« *Metroexpress*

»White Man ist eine packende Lektüre, sowohl in den thrillerartigen Teilen am Anfang wie auch als großes existenzielles Drama, dort, wo die Spannung aus dem Aufdecken der Mechanismen entsteht, die das Unglück herbeigeführt haben. ... Die Geschichte eines Verbrechens, des menschlichen Leidens auf seinem Höhepunkt und in seinen Nachwirkungen, geschrieben von einer unsentimentalen und außergewöhnlich guten Autorin.« *Morgenbladet*

»Dieser Roman ist einfach so gut erzählt, dass man als Leser vollkommen gefangen genommen wird von Grauen, Grusel und Sara Johnsns Genialität.« *Jyske Vestkysten*

»Nach der Lektüre von *White Man* hat man das Gefühl, Zeuge von etwas Großem geworden zu sein. Seinerzeit erregte Jean Rhys Aufsehen mit *Wide Sargasso Sea*, wo sie ihre Version davon erzählte, wie die karibische Bertha aus Charlotte Brontës Roman *Jane Eyre* als Geisteskranke auf Rochester's Dachboden endet. Mit *White Man* hat Johnsen das Nachspiel unserer Zeit zu diesen beiden Klassikern geschrieben, und die Art und Weise, wie hier die englische postkoloniale Krankheit Konsequenzen für ein norwegisches Ehepaar hat, lässt den Leser starr vor Schreck zurück.« *Berlingske Tidende*

»Ein fantastischer Roman! Begabt, intelligent, überraschend und wahnsinnig spannend. Ich habe das Buch in einem Atemzug verschlungen.« *Ida Jessen, Autorin*

»Ein vieldeutiger Roman, der es schafft, die große und die kleine, persönliche Geschichte auf faszinierende Weise zu verbinden. ... Ein Roman, der, auf seiner grundlegendsten Ebene, unbequeme Fragen stellt über die althergebrachten

Machtverhältnisse zwischen Weißen und Schwarzen, zwischen einstigen Kolonialherren und jenen, die von ihnen kolonisiert wurden.« *Aftenposten*

»Johnsens Erzähltechnik beeindruckt nicht allein in ihrem filmischen Werk; auch mit dem geschriebenen Wort hat sie die Macht, den Leser in einem Raum von magischer Unsicherheit, erotischer Spannung und der Sehnsucht nach dem Unbekannten und Unvertrauten einzufangen, wobei alles aus verschiedenen Blickwinkeln und von verschiedenen Standpunkten aus beleuchtet wird. Ihr Roman *White Man* ist hervorragend gearbeitet und erzählt eine fesselnde Geschichte.« *Dag og Tid*

»*White Man* ist ein – wenn auch alles andere als traditioneller – Thriller und zugleich ein Roman über Politik und Macht, Liebe und fehlende Liebe zwischen Mann und Frau und, in gleichem Maße, zwischen Eltern und Kindern. *White Man* ist ein anspruchsvoller Text, der weit über die letzte Seite hinaus nachwirkt.« *Dagbladet*



# Prolog

Sie wartete in einem Vorzimmer auf ihn. Sie waren sich einmal zuvor begegnet, vor drei Jahren, bei ihr zu Hause. Unter der hohen Decke hingen zwei altmodische Ventilatoren, und die schmale Mahagonibank war an der Wand festgeschraubt.

Das Haus, das jetzt der Sitz des Präsidenten war, hatte früher der englischen Botschaft gehört, gleich hinter dem großen Garten lag das Meer. Sie versuchte, im Takt der Wellen zu atmen, die an den Strand schlügen. Die Unterseite der Bank spiegelte sich auf dem frisch geputzten Marmorboden, und plötzlich meinte sie zu sehen, wie etwas unter ihren Beinen entlangkroch. Es musste Einbildung sein. Auf der Insel gab es keine Schlangen. Sie wäre gern aufgestanden, tat es jedoch nicht. Man hatte sie aufgefordert, sich hinzusetzen.

Als sie schließlich hineingebeten wurde, stand er mit dem Rücken zu ihr am Fenster.

»Sehen Sie mich an«, sagte sie, »ich bin kein Monster. Sehen Sie sich meine Schuhe an.«

Sie trug die weichen Nike-Air-Schuhe, die nicht zu dem gelben Kleid passten, aber das war nicht zu ändern.

»Ich habe sie vor langer Zeit gekauft, in Ihrem Laden.«

Er drehte sich um und sah sie an. Sein Gesicht hatte denselben Ausdruck wie auf den Fotos in der Zeitung, besorgt und konzentriert. Er war ein schöner Mann, der Präsident, er sah jünger aus als seine Frau, weniger voreingenommen vielleicht.

\*

Sie fuhren ins Landesinnere, er saß vorn neben dem Fahrer. Es ging durch einen dichten Urwald aus Laubbäumen, Zuckerrohr, Bambus und Blumen. Sie sagte nichts, räusperte sich nur einige Male und prüfte, ob der Ton ihres Mobiltelefons wirklich ausgestellt war.

Der Friedhof lag in einem Gebiet, das schon die Sklaven in früheren Zeiten als Grabplatz verwendet hatten. Neben dem Eingangstor stand die Statue eines Mannes und einer Frau, die ein Kind umarmten. Alle drei hatten den Kopf in den Nacken gelegt und sahen in den Himmel empor. Der Fahrer hielt an und öffnete ihr die Tür.

Die Kirche war ein einfaches Haus ohne Glockenturm, über dessen Tür ein dunkelhäutiger Engel auf die Wand gemalt war. Er streckte die Arme aus und winkte mit der einen Hand zur Begrüßung.

Der Präsident öffnete das Fenster und deutete mit dem Finger auf etwas.

»Es liegt in der vierten Reihe, ganz links«, sagte er, ohne sie anzusehen.

»Herr Präsident, Sie haben doch wohl nicht vor, mich zu töten?« Plötzlich bekam sie Angst, dass man sie hier erschießen und zwischen den Gräbern liegen lassen würde.

»Für das Töten seid ihr zuständig«, sagte er und schloss das Fenster.

Teil 1

**Thomas  
und  
Cathrine**

## Kapitel 1

# Die Reise

»Jeder auf seine Weise«, pflegt Cathrine zu sagen, wenn sie darüber sprechen, was passiert ist. Damit meint sie, dass jeder das Geschehene anders verarbeitet. Thomas macht eine Aufstellung:

*Ich war nicht mehr der beste Architekt im Büro.*

*Sprach nicht über Vater.*

*C dominant?*

*Herausfinden, warum ich aufs Meer hinausfuhr, ich, der feigste Mann der Welt. Ich?*

Das ist seine Weise, nach einem Sinn zu suchen, sich daran zu erinnern, wer er war, und darüber nachzudenken, ob er oder seine Umgebung sich verändert haben. Es verhilft ihm zu einem Gefühl von Kontrolle.

Cathrine schreibt keine solchen Listen. Thomas' Bedürfnis, eine Geschichte zu gestalten, einen logischen Zusammenhang zwischen den Dingen herzustellen, teilt sie nicht. Genauso wenig wie seinen Glauben, dass man, wenn man imstande sei, den Anfang eines Erlebnisses zu bestimmen, auch herausfinden könne, wann es ende. Für sie ist das, was geschah, unbeherrschbar, ein grausamer Zufall, eine unglückliche Begegnung. Die Erinnerung wird mit der Zeit verblassen, aber die Erfahrung ist ein Teil ihres Lebens und wird es immer sein. Sie verwendet genau dieses Wort, Erfahrung. Er findet es merkwürdig und hat ihr das auch gesagt, aber sie benutzt es weiterhin, wie um eine Pointe zu unterstreichen. Zufällige Erfahrungen formen das Leben und geben ihm eine neue Richtung. Das gilt für alle Menschen. Erdbeben, Flut, Krankheit,

Mord, Vergewaltigung, damit muss man leben, es wird immer so sein. »Wenn du darin einen Sinn findest, kannst du gehen«, schreit Cathrine einmal, als sie sich streiten.

Für beide gibt es ein Leben vor und nach der Tat. Früher hatten sie das Leben in ein vor und nach Adam geteilt. »Das war vor Adam, oder?«, konnte Cathrine sagen und lächeln, denn Thomas hatte sich nach der Geburt seines Sohnes stark verändert, hatte aufgehört zu jammern, dass er früher aufstehen oder später ins Bett gehen wolle oder dass er sich alle Haare abrasieren werde, wenn etwas auf der Arbeit schiefging. Adam hatte Thomas eine Ruhe gegeben, an der nichts und niemand rütteln konnte, nicht einmal Cathrines wöchentlich wiederholte Forderung, dass er ihnen ein Haus entwerfen solle.

Anfangs dachte Thomas, es hätte mit der Rundmail begonnen, die eines Tages im Büro auf seinem Bildschirm auftauchte. Ihr Text lautete ungefähr so: *Wir können dieses Ferienhaus nicht mieten, weil unser Schwiegervater krank geworden ist, gibt es jemanden, der es gern übernehmen würde? Sven*

Der Anhang enthielt eine Anzeige mit Fotos. Das Haus lag an der See, das Meer war an der Stelle zwar etwas zu wild zum Baden, aber der schönste Strand der Welt lag nur wenige Kilometer entfernt. Haushaltshilfe und Gärtner waren in der Miete inbegriffen.

Er klickte sich durch eine Reihe Bilder von menschenleeren weißen Stränden, Palmen und blau glitzerndem Meer. Dies sei eine einzigartige Chance, schrieb der Vermieter. Die neuen Regierungen in der Region öffneten sich dem Massentourismus. Schon bald würden hier große Hotels entstehen, und die kleine Insel, die der Hausbesitzer als ungeschliffenen Diamanten bezeichnete, werde ihre Authentizität und Besonderheit verlieren.

Thomas hatte auf den grauen Himmel hinausgesehen und

zum ersten Mal seit Langem gespürt, dass er etwas unbedingt haben wollte. Einen Urlaub zusammen mit den Kindern. Tage, die er nutzen konnte, um in Ruhe mit Adam zu reden oder mit Maria zu schmusen, bevor sie wieder in Wolle eingepackt und dem Kindergarten überlassen wurde. Sonne und Wärme. Nicht nach monatelanger Planung, sondern aufgrund einer Entscheidung, die er ganz allein traf. Er beschloss, Cathrine anzurufen, obwohl er sie vermutlich mitten im Unterricht erwischte.

Cathrine ging gerade von einem Klassenraum in den nächsten, er konnte die Schulglocke läuten hören. Sie sagte Ja, sie sagte immer Ja.

Adam sagte Nein, er wollte zu Hause bleiben und die Auftritte mit seinem Chor nicht verpassen. Thomas erklärte, entweder führen sie alle zusammen oder gar nicht, stornierte die Reise jedoch nicht, weil er sicher war, dass Adam nachgeben würde. Nach Cathrines Ansicht war Adam mit seinen dreizehn Jahren alt genug, für sich selbst zu entscheiden, immerhin wären sie nur vierzehn Tage weg, und sie könnten ihre Entscheidung nicht von Adam abhängig machen.

Thomas sprach das Thema bei der Elternsprechstunde vor den Weihnachtsferien an.

»Er ist ja sehr selbstständig«, sagte die Lehrerin und hielt ihren Blick auf Adam gerichtet.

»Aber könnten wir denn im Januar ein paar Tage freinehmen, falls er seine Meinung noch ändert?«, fragte Thomas.

»Das werde ich nicht tun«, entgegnete Adam und lächelte. Die Lehrerin lachte.

»Und wenn doch?«, fragte Thomas.

»Wenn doch, bekommst du frei«, sagte die Lehrerin und zwinkerte Adam zu, bevor sie sich an Thomas wandte: »Aber an Ihrer Stelle würde ich nicht damit rechnen.«

Sie hatten über Musik und Mathematik gesprochen, über Adams Fortschritte in diesen Fächern und über das, was ihm

schwerfiel. Thomas war überrascht, wie direkt und konfrontativ sein Sohn war. Wie offen er und die Lehrerin miteinander sprachen, einvernehmlich und ohne ihn einzubeziehen.

»Fast so, als würden sie ein Geheimnis teilen«, sagte Thomas, als er Cathrine später am Abend von dem Gespräch berichtete. Sie hatte die Nachttischlampe ausgeknipst, und er konnte ihr Profil in der Dunkelheit nur erahnen.

Die Besprechung hatte in Adams Klassenzimmer stattgefunden. Thomas saß an einem Pult, auf das jemand Homer Simpsons Gesicht gezeichnet hatte. Er sah sich um und stellte sich vor, dass sein Sohn jeden Tag hier saß, Stunde für Stunde.

»Vielleicht ist genau das das Geheimnis«, erwiderte Cathrine und schmiegte sich in seinen Arm. »Die Pulte, das Butterbrotpapier, die Tafel und die anderen Schüler, alles, was er sieht und von dem wir nichts wissen.«

Als Thomas aufgestanden war, um zu gehen, hatte die Lehrerin seine Hand genommen.

»Adam hat mir erzählt, dass sein Großvater gestorben ist und das sehr traurig war.«

Auf dem Heimweg waren sie beim Friedhof vorbeigefahren. Von Weitem glich das Grab in dem trockenen Rasen einer Narbe. Der Stein durfte erst im Frühjahr gesetzt werden, und in der Zwischenzeit hatte das Bestattungsunternehmen ein weißes Holzkreuz mit dem Namen von Thomas' Vater aufgestellt. Eine dünne Schicht Raureif ließ die Buchstaben verschwimmen. Adam beugte sich hinunter und rieb den Reif ab. Zwei Krähen kreisten zwischen den hohen Tannen und kreuzten ihre Bahnen, und Thomas dachte, dass er besser lange Unterhosen angezogen hätte.

»Es ist ein schöner Gedanke, dass die Erde uns gewissermaßen zurückbekommt«, sagte Adam, als sie zwischen den Gräbern zum Auto zurückgingen.

»Und warum?«, fragte er und dachte an den toten Körper seines Vaters im Sarg.

»Weil wir einander sozusagen nur von ihr ausleihen, und was man sich ausleiht, muss man gut behandeln«, antwortete Adam und nahm seine Hand. Adams Hand war warm, und Thomas fühlte sich besser.

»Komm doch mit«, bat er und sah seinen Sohn an, »komm mir zuliebe mit in den Urlaub. Ich brauche dich in meiner Nähe. Deinen klugen Kopf.«

Adam bedachte ihn mit dem verwunderten Blick, den er immer aufsetzte, wenn er Thomas zeigen wollte, dass er sich dämlich benehme, und schüttelte dann entschieden den Kopf.

Thomas ließ Adams Hand los und beschleunigte seinen Schritt. Er dachte, dass die mangelnde Fähigkeit seines Sohnes, etwas allein ihm zuliebe zu tun, ein Zeichen von Egoismus und fehlender Sensibilität war. Es machte ihn wütend.

Als er sich im Nachhinein an dieses Gespräch erinnerte, notierte er: *Adam war in die Pubertät gekommen, und ich fand das schwierig.*

Am Abend vor ihrer Abreise sollte Adam singen. Thomas hatte Cathrine vor der Kirche abgesetzt, war im Schneegestöber herumgekurvt und wusste die ganze Zeit, dass er zu spät kommen würde.

Nach der dritten Runde um dieselben Häuserblocks entdeckte er eine Parklücke. Er setzte gerade zurück, als ein anderes Auto in die Lücke fuhr. Ein Mann in seinem Alter stieg aus und schloss ab. Thomas bremste neben dem Auto, ließ die Scheibe herunter und rief nach ihm, ein lautes, amerikanisches »Hey!«. Der Mann hielt inne und drehte sich um. Über seinen Schultern hing ein weißer Pelz. Seine Augen waren rotgeädert, und auf dem Kopf trug er eine Mütze aus demselben weißen Pelz. Thomas stieg aus.

»Sind Sie blind?«

Der Mann wich ein paar Schritte zurück, ehe er sich umdrehte und davonrannte. Der Pelz flatterte hinter ihm her und ließ ihn wie ein Tier aussehen. Ein Hase auf der Flucht in den Wald.

»Das war mein Platz!«, brüllte Thomas und trat gegen das Auto des Mannes, sodass die Alarmanlage losging. Hastig sprang er wieder in sein Auto und setzte die Suche fort.

Seine Socken waren nass, und eine dünne Schicht Schnee lag wie eine Haube auf seinem Haar, als er die Kirche betrat. Er schüttelte den Kopf und krümmte seine kalten Zehen in den Schuhen. Da entdeckte er Adam, ein wenig versteckt hinter einem Jungen, der zu groß war, um in der ersten Reihe zu stehen. Adam streckte das Kinn vor und sang mit geschlossenen Augen. Sein Mund war zu einem O geformt, was Thomas an einen Fisch erinnerte, der nach Luft schnappte. Der Anblick seines Sohnes rührte und amüsierte ihn gleichermaßen.

Cathrine hatte ihren Mantel über die Bank gebreitet, um ihm den Platz freizuhalten, und ihr ausgestreckter Arm lag noch darauf. Er stellte sich vor, wie sie ihrem Nebenmann zugeflüstert hatte: »Tut mir leid, hier ist besetzt.«

Er ging an den anderen vorbei und setzte sich neben sie. Legte seine Hand in ihre und ließ sie von ihr wärmen. Er überlegte einen Moment, was es wohl zu Abend geben würde, sie wollten bei den Clements' essen, die heute auch Maria hüteten. Cathrine legte ihren Kopf an seine Schulter, und er atmete durch und versuchte, dem Gesang zu lauschen.

»Ist er nicht ungewöhnlich?«, flüsterte Cathrine, und Thomas nickte.

Als sie später im Auto saßen, er mit einem zerknitterten Knöllchen in der Tasche, betrachtete er Adam im Rückspiegel. Der Sohn saß zurückgelehnt und sah mit einem abwesenden Blick aus dem Fenster. Es schneite noch immer.

»Bereust du jetzt, dass du nicht mitkommen wirst?«

»Nein«, sagte Adam.

Adam würde bei den Clements wohnen, deren Tochter Tori genauso alt war wie er und noch dazu seine beste Freundin.

Es gab Fisch. Anna Clements hatte im Wohnzimmer gedeckt, und Peter, ihr Mann, hatte gekocht. Tori öffnete ihnen mit Maria auf dem Arm die Tür. Sie begrüßte sie nicht, sondern verdrehte nur die Augen und murmelte, das Essen sei noch nicht fertig. Thomas versuchte sich auszurechnen, wie lange es wohl dauern würde, er dachte an die Koffer, die vom Dachboden geholt werden mussten, und die nassen Hemden, die noch in der Waschmaschine lagen. Die Kulturtasche musste bestückt werden, mit Nexium gegen Gastritis, Imovane im Falle von Schlaflosigkeit, einem Thermometer, falls Maria krank würde, Paracetamol, Sonnencreme und Pflastern.

»Gab es nicht mal ein Lied über diese Insel?« Peter fuchtelte mit dem Messer in der Luft. »Ich schlaf mit der Tochter des Häuptlings, mein Schiff ist gesunken, mein Schatz unter Sand, sie gibt mir Kokosmilch ...« Seine Stimme klang sogar ein wenig sinnlich.

»Von diesen Mädchen sind nicht mehr viele übrig«, sagte Cathrine.

Sie hatten im Internet recherchiert und erfahren, dass die Urbevölkerung ausstarb, als die Insel im späten 17. Jahrhundert von den Engländern kolonialisiert wurde. Man legte große Zuckerplantagen an und schiffte Sklaven aus Afrika ein.

»Wenn du das Pech hattest, der zweitälteste Sohn eines englischen Gutsbesitzers zu sein, bekamst du womöglich dort unten eine Plantage mit Sklaven geschenkt, als Entschädigung dafür, dass das Erbe zu Hause an den großen Bruder ging.« Cathrine lächelte Peter an, denn er und seine Schwester führten einen erbitterten Erbstreit um das Sommerhaus der Familie in Tønsberg. Thomas wusste, dass Peter in diesem Punkt empfindlich war, und versuchte, das Thema zu wechseln.

»Es hat dort politische Umstürze gegeben, man öffnet sich jetzt für den Tourismus. Wir versuchen, sozusagen noch ein bisschen was von dem Alten mitzubekommen ...«

»Also etwas Echtes und Unberührtes zu erleben«, unterbrach ihn Peter mit ironischem Tonfall, und zu Thomas' Überraschung hatte sein Freund Tränen in den Augen.

Die Reise war lang und beschwerlich. Jedes Mal, wenn es Turbulenzen gab, bohrte ihm die finnische Stewardess ihren Fingernagel in die Schulter und bat ihn, Maria aus dem Bettchen und auf seinen Schoß zu nehmen. Sie erklärte, dass Maria in seinem Sicherheitsgurt besser geschützt sei, wenn sie in unruhigen Luftraum kämen. Maria weinte, und die Maschine wackelte, Cathrine erzählte von einem Flugzeug, dessen Dach sich gelöst hatte und davongestoben war. Alle Passagiere überlebten, sie waren ja angeschnallt gewesen, aber die bedauernswerte Stewardess, die Gin Tonic serviert hatte, war mit dem Servierwagen und allem abgehoben und weggeflogen. Die Geschichte brachte ihn zum Lachen.

Als sie nach der Landung die steile Treppe aus dem Flugzeug hinabstiegen, fielen ihm einige Mitpassagiere auf. Sie trugen teure Kleidung und Taschen und sahen nicht wie gewöhnliche Charaktertouristen aus. Das Flugzeug lärmte, obwohl es stand, und die Benzindünste wehten ihm ins Gesicht. Unten auf dem Rollfeld fuhr ein kleines Auto mit blinkenden gelben Lichtern vorüber. Für einen Moment wurde ihm schwindelig und übel, doch dann holte er tief Luft und trug Maria wohlbehalten nach unten.

Sie mussten zu Fuß vom Flugzeug zum Terminal gehen. Die Nacht war warm und feucht, und es war ungewohnt, in der fremden Luft zu atmen.

Der Flughafen glich einem großen Lagergebäude, es roch nach Schweiß und Bohnerwachs. Er ließ sich auf einem der abgewetzten Stühle nieder, die in einer Reihe an der Wand

standen, während Cathrine auf die Toilette ging, um sich die Hände zu waschen. Maria lächelte ihn an, und er befreite sie von einer Schicht Stoff.

»Jetzt sind wir da«, sagte er und küsste ihre feuchte Halsbeuge.

Als sie mit ihren blauen Koffern schließlich in der langen Schlange für Non-Residents standen, ging es überhaupt nicht voran. Die Schlange für die Staatsangehörigen hatte sich bald aufgelöst, und er verstand nicht, warum das Personal die Schlange, in der er selbst stand, nicht teilen konnte. Als sie endlich an der Reihe waren, stellte sich heraus, dass er vergessen hatte, das Einreiseformular auszufüllen. Er wurde gebeten, beiseitezutreten und zu warten. Cathrine ging mit Maria zwischen den Schalterhäuschen hindurch und rief ihm zu, dass sie in der Zwischenzeit versuchen würde, ein Taxi zu organisieren.

Ein Mann in grauer Uniform bat ihn, ihm in ein kleines Büro zu folgen, wo Thomas Fragen darüber beantworten musste, was er beruflich mache und warum er das Land besuchen wolle. Er versuchte zu erklären, dass er zum Skifahren hergekommen sei, was natürlich als Scherz gedacht war, aber der ernste schwarze Mann fand es nicht witzig.

»Was ist der Anlass Ihres Besuchs?«, wiederholte er, seine Stirn war schweißbedeckt, und er sprach ein schnelles Englisch mit einem Akzent, der die Konsonanten abschliff. Thomas zuckte mit den Schultern. Der Mann betrachtete ihn lange, dann schrieb er etwas auf einen Zettel. Thomas fiel auf, dass er eine kindliche Schrift hatte, große, runde Buchstaben. Anschließend konnte er nicht begreifen, warum er nicht einfach geantwortet hatte, dass er hier Ferien machen wolle.

Als er endlich durchgelassen wurde und nach draußen kam, sah er Cathrine neben einem Mann in einem gelben Hemd stehen. Er ging mit ruhigen Schritten auf sie zu. Der Mann steckte sich eine Zigarette an.

»Die Taxis hier haben keine Kindersitze.« Cathrine deutete auf ein Auto, das auf dem Bürgersteig parkte.

»Wollen Sie mitfahren oder nicht?«, fragte der Mann im Hemd.

Sie stiegen ein. Thomas gab dem Fahrer den Zettel mit der Adresse. Sie fuhren schnell, und er hielt Maria eng an seinem Körper. Draußen konnte man die Umrisse kleiner, viereckiger Häuser sehen, hohe Baumstämme und Gruppen von Menschen, die die Straße entlanggingen oder sich am Wegrand um ein Feuer versammelten. Im Radio lief ein Song, dessen Refrain sich unablässig wiederholte.

Eine dunkle Stimme sang: *»What you gonna do with the ball?«*, und eine hohe Stimme antwortete: *»I am gonna put the ball in the goal.«*

Einmal hupte der Fahrer und bremste abrupt, vor ihnen lief etwas auf der Straße, ein Hund oder eine Ziege. Cathrine legte den Kopf an Thomas' Schulter, vielleicht war sie zu müde, um Angst zu haben. Maria war eingeschlafen, ihr Körper gelöst und entspannt.

Nach zwanzig Minuten auf holprigen Strecken gelangten sie auf einen schmalen asphaltierten Weg mit Straßenlaternen und großen Villen zu beiden Seiten. Das Taxi hielt vor einem Tor, der Fahrer stieg nicht aus, um ihnen mit dem Gepäck zu helfen, und verlangte 50 Dollar, mehr als das Doppelte der Summe, mit der Thomas gerechnet hatte. Der Fahrer nahm das Geld, ohne sich zu bedanken, und brauste davon.

Sie standen eine Weile in der Dunkelheit und sahen die roten Rücklichter verschwinden. Hinter dem Tor konnte Thomas vage das Haus erahnen. Die Haushaltshilfe sollte den Schlüssel unter einen Stein links von der Treppe legen, und der Code zu dem Schloss an der Pforte war vier-vier-zwei. Der Schalter für die Außenbeleuchtung lag hinter der Haustür links. All das hatte er auswendig gelernt.

Cathrine ging von Zimmer zu Zimmer und stieß Begeiste-

rungsrufe aus. Das Schlafzimmer war geräumig und schön, das Bett bereits gemacht. Thomas baute Marias Reisebett auf, und Cathrine legte sie hinein. Sie schlief so tief, wie sie es nur tat, wenn sie vollkommen erschöpft war.

»Bist du glücklich?«, flüsterte Cathrine Thomas zu, als sie nebeneinander in dem breiten Bett lagen.

»Ich bin glücklich«, flüsterte er zurück, aber er wusste nicht, ob es die Wahrheit war. Er war vor allem müde und wollte schlafen. Aus der Dunkelheit vor den Fenstern hörte er das Meer, das Welle für Welle an Land trug.

Er wurde vor ihr wach und blieb liegen und lauschte dem Ventilator, den sie ans Fußende gestellt hatten, den Vögeln im Garten und Cathrines Atemzügen. Alle Geräusche schienen gleichsam in das gewaltige Meeresrauschen eingepackt zu sein. Leise stieg er aus dem Bett.

In der Küche setzte er Wasser auf, in einem der Schränke hatte er Pulverkaffee gefunden.

Er ging durch das Wohnzimmer, öffnete die Schiebetüren zum Meer, blieb stehen und sah hinaus. In weiter Ferne, dort, wo sich Himmel und Meer trafen, konnte er die Konturen eines großen Schiffes erkennen, weiter vorn einige weiße Segel. Der Rest bestand aus Nuancen von Blau, die zitternd miteinander verschmolzen. Die Sonne war bereits ein Stück den Himmel hinaufgewandert, und er genoss das Gefühl, nackt zu sein.

Dann hörte er etwas, das er als rinnendes Wasser identifizierte. Erst dachte er, er hätte vergessen, den Wasserhahn in der Küche auszudrehen, dann aber verstand er, dass das Geräusch aus dem Garten kam. Ob der Gärtner schon da war? Er ging zum Fenster im Wohnzimmer hinüber und sah hinaus.

Am anderen Ende des Gartens, zwischen zwei Palmen, stand eine offene Dusche, wie jene, mit denen man sich am

Strand den Sand und das Salzwasser abspült. Sie bestand aus drei Wänden und war innen und außen mit kleinen grünen Fliesen gekachelt. An der einen Wand rankte ein Busch mit weißen Blüten entlang, dessen Namen er nicht kannte. Ein Zweig streckte sich bis zu den zwei einfachen Bambusstöcken hinauf, die einen riesigen Duschkopf stützten.

In der Dusche stand ein Mädchen. Auf einem Schemel hatte sie etwas abgelegt, das aussah wie eine Schultasche und eine Schuluniform. Darunter, neben einem Paar Badeschuhe, wie man sie trug, um sich die Füße nicht aufzuschneiden, wenn man über Korallen lief, standen schwarze, flache Stoffschuhe. Er beugte sich vor, um sie besser sehen zu können. Sie war klein und dünn, mit nach oben gereckten Brüsten.

Einen Moment lang dachte er, dass er sich entfernen sollte, dass es ein Fehler war, ein Mädchen zu betrachten, das allem Anschein nach glaubte, niemand könne es sehen. Aber dann nahm sie ein Stück Seife, das an der Dusche festgebunden war, ging leicht in die Knie und ließ das Wasser über die Seife auf ihr Haar laufen, auf ihr Gesicht, die Brüste und Oberschenkel. Für einen Augenblick legte sie den Kopf in den Nacken und streckte eine rosa Zunge zwischen den schwarzen Lippen heraus.

Beim Anblick der Zunge lief ein Schauer zwischen seinen Schenkeln entlang.

Danach drehte sie ihm den Rücken zu. Sie rieb die Seife zwischen ihren Händen, trat einen Schritt vom Wasserstrahl zurück und seifte ihren ganzen Körper ein. Die schwarze Haut glänzte im weißen Seifenschaum.

Sie hatte kein Handtuch dabei, sondern trat aus der Dusche und hüpfte einige Male auf und ab, um sich zu trocknen. Es sah aus, als hätte sie Wasser im einen Ohr, denn sie legte ihren Kopf mit dem schwarzen Haar schief, schüttelte ihn und öffnete und schloss den Mund. Dann beugte sie sich zur Tasche hinab und nahm eine Flasche Lotion heraus. Schnell und mit

geübten Bewegungen rieb sie sich Beine, Arme, Bauch, Hals und schließlich auch das Gesicht ein.

In der Küche kochte das Kaffewasser. Er schlich zur Kochplatte hinüber und stellte den Topf beiseite. Goss Wasser in die Tasse, beschloss, das Mädchen in Ruhe zu lassen, konnte es aber doch nicht.

Inzwischen hatte sie sowohl Hemd als auch Schuhe angezogen, knöpfte ihre Bluse zu und hockte sich hin, schloss die Tasche, hängte sie sich um und stand auf. Einen Moment lang blieb sie reglos stehen, dann hob sie den Kopf und sah ihn direkt an. Hastig trat er zwei Schritte zurück. Bei dem Lichteinfall würde sie ihn schwerlich sehen können, und trotzdem bekam er Herzklopfen. Er blieb regungslos stehen und atmete, bis er das Geräusch einer Pforte hörte, die geöffnet wurde.

Mit schnellen Schritten ging er zum Kücheneingang und blickte hinaus. Von dort aus konnte man die Eingangspforte und ein Stück Straße überblicken. Sie schloss das Tor und sprang davon. Ein junges Mädchen, vielleicht sechzehn Jahre alt, in Schuluniform.

Früher hätte ein solches Erlebnis am Anfang einer jener erregenden und banalen Geschichten stehen können, die Cathrine und er einander zuflüsterten, wenn sie miteinander schliefen. Fantasien, die ihn dazu brachten, ihr die vulgärsten Dinge ins Ohr zu flüstern. Anschließend lachten sie beide darüber und schämten sich. Doch das war lange her, sie hatten damit aufgehört, nachdem Adam geboren war. Er wusste nicht genau, warum, aber sie waren es leid geworden, beide, vielleicht, weil sie einander zu gut kannten oder weil der Ernst darin, Eltern zu werden, all das, was früher erregend war, nun komisch wirken ließ. Außerdem hatte es Cathrine verunsichert, Kinder zu bekommen, und manchmal fürchtete er, sie zu verletzen, fürchtete, sie könnte glauben, dass er etwas anderes erwartete.

Thomas nahm den Kaffee mit auf die Veranda und setzte

sich auf einen Plastikstuhl. Er spreizte die Beine und berührte mit der Fingerspitze die Innenseite seines Oberschenkels. Er schloss die Augen und stellte sich das Mädchen in der Dusche vor, während er sich an die warme Stuhllehne zurück-sinken ließ.

Wenn er Glück hatte, schlief Maria noch. Er stellte den Kaffee neben sich auf den Tisch und stand auf.

Cathrine lag auf dem Rücken. Sie war gerade wach geworden. Thomas stellte sich in den Türrahmen, damit sie ihn in voller Größe sehen konnte.

»Ich musste an etwas denken«, flüsterte sie.

Er legte sich den Zeigefinger auf den Mund, damit sie schwieg.

Sie lagen noch immer im Bett, als sie hörten, wie jemand die Tür zur Küche aufschloss.

»Das ist sicher nur die Haushaltshilfe«, flüsterte er, aber Cathrine wollte unbedingt, dass sie aufstanden. Sich anzogen und einkauften. Frühstückten.

Die Haushaltshilfe hieß Wilma, sie hatte ihr Haar am Hinterkopf zu einem Knoten hochgesteckt und trug eine Kette mit einem Kreuz um den Hals. Sie kniff die Lippen fest zusammen, und nicht einmal, als Maria sie mit ihrem schelmischen Blick ansah und lächelte, erwiderte sie das Lächeln. Ihr Händedruck war warm und schlaff, Thomas hatte den Eindruck, dass sie ihn nicht anfassen mochte.

»Vielleicht ist das alles nicht so angenehm für sie«, sagte Cathrine später, als sie auf der Veranda saßen und Tee tranken. Er hatte den kleinen roten Golf getestet und war damit zum Einkaufen gefahren. »Sicher kommen andauernd neue Gäste.«

Er beschwerte sich, dass ihm im Laden nur unfreundliche Leute begegnet waren. Es war ein Supermarkt mit einer großen Auswahl an Waschmittel, Bergen von verdorbenem Gemüse und tiefgefrorenem Fleisch.

Sie brauchten fast eine Stunde, um sich zu entscheiden, ob sie Proviant mitnehmen sollten oder nicht. Er war sich sicher, dass es am Strand ein Restaurant gäbe, doch sie befürchtete immer, genau dann hungrig zu werden, wenn alles geschlossen hätte.

»Dann fahren wir zum Essen einfach wieder nach Hause«, sagte er und küsste ihren Nacken.

In dem Golf gab es ebenfalls keinen Kindersitz, sodass sie sehr vorsichtig fuhren. Cathrine saß hinten und hielt Maria fest.

Die Villen hier waren riesig und von Stacheldrahtzäunen und hohen Toren umgeben.

»Sicherlich Ferienhäuser für reiche Amerikaner und Engländer«, antwortete er, als sie fragte, wem so etwas wohl gehöre.

Um zum Strand zu gelangen, mussten sie auf eine größere Straße abbiegen. Es war ungewohnt, auf der falschen Straßenseite zu fahren. Ein Lieferwagen hupte und raste an ihnen vorbei. Thomas setzte den Blinker und fuhr an den Rand, um seine Sonnenbrille herauszuholen. Auf der anderen Seite der Straße, hinter einer Reihe hoher Palmen mit Kokosnüssen, lag das Meer.

»Ich habe schon lange nicht mehr so viel Himmel gesehen«, sagte Cathrine und zeigte mit dem Finger auf die roten Blumen am Wegrand, damit Maria sie auch sah. Eine große Eidechse kroch auf einen Stein, der in dem grellen Sonnenlicht weiß strahlte.

»Ich finde sie schön«, sagte Cathrine lachend, als Thomas daraufhin vorschlug, den Rest ihres Ausflugs im Auto zu verbringen.

Die Sonne stand nun hoch am Himmel, und sie hatten Angst, Maria könnte sich einen Sonnenbrand holen. Hinter dem Strand, der sich ein paar Hundert Meter die Bucht entlangstreckte, standen hohe Bäume.

»Wir werden garantiert noch genug Sonne abbekommen«, sagte Cathrine, und sie einigten sich auf einen Platz im Schatten des Gehölzes.

Der Strand war nicht so menschenleer wie auf den Fotos in der Anzeige. Schwarze Männer joggten in dem gelben Sand, wahrscheinlich als Training, vielleicht auch, um sich zu präsentieren.

Thomas sah auf seinen eigenen Körper hinab. Überall wuchsen Haare, und die hellblaue Badehose saß ziemlich eng. Er hatte schon lange keinen Sport mehr getrieben.

»Findest du sie schön?«, fragte er Cathrine.

Sie stützte sich auf die Ellbogen und betrachtete eine Gruppe Männer, die in der Nähe Fußball spielten. Sie hatten zwei Mülltonnen aufgestellt, um das Tor zu markieren.

Auf einmal hatte er das Lied aus dem Taxi im Kopf. »*What you gonna do with the ball?*«

»Diese Körperlichkeit hat schon was«, sagte sie, und er verspürte einen Stich Eifersucht.

»Sie sind schön anzusehen.« Cathrine streichelte seinen Arm. »Aber auch ziemlich fremd, findest du nicht?«, fragte sie.

Er dachte an das Mädchen in der Dusche. Er überlegte kurz, ob er von ihr erzählen sollte, spürte aber, dass das nun zu spät käme.

»Doch«, sagte er nur, denn es stimmte.

Sie aßen in einem Café am Ende der Bucht zu Mittag. Kleine Tische mit weißen Decken waren auf einer Terrasse unter einem durchsichtigen, mit Muscheln verzierten Dach platziert. Maria legte den Kopf in den Nacken und staunte über das Lichtspiel, das die Sonne zwischen den Muscheln veranstaltete.

Sie hatten beide Lust auf Weißwein und entschieden, dass Thomas sich ein Glas genehmigen solle, obwohl er fahren musste. Thomas bestellte Thunfisch, Cathrine Hähnchen.

»Wir können dann ja gegenseitig probieren«, sagte Cathrine und feixte, denn Thomas' Essen schmeckte immer am besten, aber sie wollte ihn trotzdem nicht für sich wählen lassen.

Der Geruch von Fisch und See mischte sich mit den Küchendämpfen. Eine lange Mole streckte sich ins Meer, offensichtlich legten die Fischerboote mit ihrem Fang hier an. Weiße Plastikkisten standen übereinandergestapelt am Strand, daneben alte Netze und orangefarbene Bojen.

»Weißt du, woran ich heute Morgen gedacht habe, als du ins Schlafzimmer kamst?« Cathrine griff nach dem Weißwein.

Wie merkwürdig, dass wir gestern erst angekommen sind, dachte er. Es kam ihm schon viel länger vor.

Sie trank einen Schluck. »An etwas, was Adam neulich gesagt hat. Dass wir Menschen einander nur leihen. Dass ich mir also sozusagen dich, Adam und Maria leihe.«

»Von wem denn?« Er lächelte. Typisch Cathrine, dass sie auf Theorien ansprang, die die Wichtigkeit enger Bindungen betonten. Man musste sie auf die richtige Art und Weise pflegen, wie sie immer sagte.

»Von Gott oder von der Erde, ist doch egal, von wem.« Sie küsste Marias kleine, mollige Hand. »Ich hatte mich darauf gefreut, dir das zu erzählen, es kam mir so klug vor, als Adam davon sprach, und ich war so stolz auf meinen Sohn, der mich dazu bringt, etwas Neues zu denken.«

Thomas nickte.

»Mir hat er etwas Ähnliches erzählt, aber ich habe wohl nicht richtig zugehört.« Das schob er vor, weil Cathrine und Adam ihm immer vorwarfen, nicht zuzuhören und sagten, er solle es wenigstens zugeben. Um sein selbst auferlegtes Wohlwollen zu unterstreichen, lächelte er schnell noch einmal und sagte: »Erzähl weiter.«

»Na ja, wenn ich dich also nur geliehen habe, siehst du plötzlich ein bisschen anders aus. Du bist fremder, aber auch

unantastbarer, und ich muss dich auf andere Weise respektieren.«

Er sah sie an, sie hatte sich von Maria die Sonnenbrille abnehmen und sie darauf herumkauen lassen. Ihre Augen waren rot, vielleicht vom Baden oder vom grellen Sonnenlicht.

»Unsere Beziehung ist dann nicht mehr selbstverständlich, verstehst du, was ich meine?«

»Vielleicht«, antwortete er.

Später am Abend hatte er gedacht, dass er sich eigentlich wünschte, ihre Beziehung wäre selbstverständlich, und dass es gerade das war, was sie so einzigartig und wertvoll machte, doch als ihm das aufging, war Cathrine bereits schlafen gegangen.

Der Kellner kam mit der Rechnung. Ein dünner junger Mann in weißen Hosen und einem roten Hemd, ein ganz anderer Typ als die Männer am Strand mit ihren Bermudashorts und Rastazöpfen. Er lächelte, und Thomas gab ihm ein großzügiges Trinkgeld.

»Das erste Lächeln, wow!«, sagte er zu Cathrine.

»Scheint ganz so, als würde die zahnärztliche Versorgung hier funktionieren«, bemerkte sie. Im Jahr davor waren sie in Rom gewesen, wo ihnen aufgefallen war, dass alle Kellner faulige Zähne hatten.

»Vielleicht haben Schwarze einfach robustere Zähne«, sagte er.

»Vielleicht können sie sich keine Süßigkeiten leisten«, erwiderte sie.

»Die Insel lebt aber doch von der Zuckerproduktion.« Er streckte die Arme aus, um Maria in den Kinderwagen zu setzen.

Während sie zum Auto gingen, dachte Thomas daran, wie sehr Adam sich früher vor dem Zahnarzt gefürchtet hatte. Thomas musste ihn festhalten, während der Arzt bohrte. Einmal hatte der Zahnarzt Adam danach einen kleinen weißen

Plastikschwan geschenkt, den er aus dem Autofenster geworfen hatte, als sie anschließend nach Hause fuhren.

»Kannst du dich noch daran erinnern, wie wütend Adam beim Zahnarzt war?«, fragte er.

»Nicht nur da«, entgegnete Cathrine.

»Es ist merkwürdig, jetzt finde ich es immer schwierig, wenn er wütend wird, aber als er noch klein war, mochte ich es.«

»Adam ist doch gar nicht mehr wütend.« Cathrine blickte Thomas verwundert an.

»Auf mich, meine ich«, sagte Thomas.

Cathrine sagte nichts, aber er wusste, dass sie der Meinung war, wenn jemand zu Hause hin und wieder wütend sei, dann doch wohl Thomas und nicht Adam.

Sie beschlossen, das Städtchen zu erforschen, das am Strand lag, und dann noch einmal baden zu gehen.

Wie sich herausstellte, gab es auf der gegenüberliegenden Straßenseite auch einen Supermarkt. Cathrine entdeckte viele ihrer Lieblingsprodukte: Haferkekse, Twinings-Tee, vakuumverpackten Mozzarella und auch Gin, Tonic und Limetten für Drinks.

Um den großen Parkplatz vor dem Supermarkt reihten sich hufeisenförmig ein Tabakladen, drei Souvenirshops mit exakt dem gleichen Angebot und ein Schuhgeschäft. Am anderen Ende, an der Straße in Richtung Strand und Stadt, lagen zwei Tankstellen, ein paar Restaurants, ein Bankautomat und ein großes Steinhaus, vermutlich eine Fischmarkthalle.

In ihrem Haus war alles sauber und ordentlich. Die Sonne würde bald untergehen, und Cathrine mixte ihnen einen Drink. Sie trugen Marias Kinderstuhl nach draußen, damit sie darin sitzen und ein wenig spielen konnte.

»Ich kuche uns Nudeln«, verkündete Cathrine.

Er hatte Lust, seinen Sohn anzurufen, aber zu Hause war es erst zwei Uhr nachmittags, und Adam war noch in der Schule.

Sie aßen und ließen den Abwasch stehen. Cathrine brachte Maria ins Bett, und er las in einem der fünf Romane, die er mitgenommen hatte. Schon jetzt hatte er das Gefühl, es seien zu wenige.

Als Cathrine wieder nach draußen kam, hatte er gerade die Außenbeleuchtung eingeschaltet. Sie hatte geduscht und sich die Haare gewaschen, in der Hand hielt sie eine Feuchtigkeitscreme.

»Könntest du bitte ...?« Sie setzte sich vor ihn auf den Stuhl. Selbst bei dieser Beleuchtung konnte er sehen, dass ihre Haut rot geworden war.

»Tut das weh?«, fragte er und rieb sie so vorsichtig ein, wie er konnte. Die Creme in seiner Hand war kalt.

»Ein bisschen.« Sie streckte die Arme nach hinten, sodass sich ihre Schulterblätter berührten. »Wir müssen wohl vorsichtig sein.«

»Morgen fahren wir in die Stadt«, sagte er.

»Weißt du, was ich merkwürdig finde?«, fragte sie.

»Nein.«

»Dass es den Weißen gelungen ist, den Schwarzen einzureden, weiße Haut sei am schönsten. Ich meine, wo es doch ganz eindeutig nicht so ist.«

»Ja, das ist merkwürdig«, stimmte er zu.

»Sie sehen doch, dass wir in der Sonne liegen und versuchen, braun zu werden.«

»Ja«, sagte er und spürte, wie warm ihre Haut unter seiner Handfläche war.

»Ich musste über etwas nachdenken, als ich Maria ins Bett gebracht habe, willst du es hören?«

»Ja«, antwortete er, obwohl er Lust hatte, Nein zu sagen. Nicht, weil ihre Gedanken langweilig waren, sondern weil es

mitunter anstrengend war, darauf zu reagieren, und weil er dann manchmal in seinem eigenen Kopf nichts mehr formulieren konnte.

»Tja, du weißt ja, wie schwierig ich das mit Papa finde. Dass er jetzt alt und schwach ist, aber trotzdem der Chef sein will. Dass ich nicht weiß, wo seine Macht anfängt und aufhört, und einfach nur akzeptieren muss, dass es so ist, und mich das wütend macht.«

Er cremte ihren Rücken fertig ein und legte die Tube auf den Tisch. Sie drehte sich um und sah ihn an.

»So ähnlich muss es doch den Einheimischen gehen. Vorher waren die Weißen die Chefs und hatten alle Macht, wie eine Art Vater, und jetzt kommen wir und erinnern sie daran, und sie müssen wieder gehorsam sein, weil wir das Geld haben. Aber trotzdem ist es irritierend.« Sie blickte wieder in Richtung Meer. »Wilma, die Haushaltshilfe, benimmt sich wie ein trotziger Teenager, sie antwortet mir kaum und sieht mir nicht in die Augen.«

Mit einem Mal kam ihm der Gedanke, dass sie in Wahrheit über ihn redete.

»Aber ich weiß nicht, ob das mit der Hautfarbe zu tun hat«, sagte er, denn er wollte nicht ausweichend oder trotzig klingen. »Es kann doch auch Schüchternheit sein oder eine Art Respekt vor uns, weil wir ihnen Arbeit geben.«

»Respekt ist das nicht.« Sie legte die Beine auf seinen Stuhl und öffnete sein Buch mit den Zehen.

»Ist es gut?«

»Weiß ich noch nicht. Soll ich dir die Beine auch eincremen?«

»Nein«, antwortete sie und stand auf.

Er setzte sich auf den Stuhl und nahm das Buch wieder in die Hände, sie blieb stehen.

»Ging alles gut mit Maria?«, fragte er.

Sie nickte, anscheinend lauschte sie dem Meeressauschen.

»Eigentlich würde ich mich gern hinlegen«, sagte sie dann.

»Wollen wir nicht noch Adam anrufen?«

»Ruf du ihn an, und gruß schön von mir.«

Er nickte. Sie blieb stehen. Er wusste, dass sie nicht sofort gehen würde.

Es gab solche Momente zwischen ihnen, dann kam etwas auf, eine gewisse Erwartung. Manchmal war sie schrecklich verletzt, ohne dass er den genauen Grund kannte. Es kam sogar vor, dass sie zu weinen begann.

»Glaubst du, wir werden es schön haben?«

»Ja«, antwortete er, »das glaube ich.«

»Glaubst du, wir werden uns langweilen?«

»Selbst wenn, es macht doch nichts, wenn wir uns ein bisschen langweilen, ich freue mich aufs Lesen und Baden.« Er lächelte ihr zu. Sie war der Meinung, man könne sich mit einem Mann, den man liebte, nicht langweilen.

»Du wolltest fahren.«

»Und ich glaube, wir werden es schön haben.« Er lehnte sich zurück und streichelte mit der Hand ihre Kniebeuge.

Sie lächelte, schloss die Augen und formte ihren Mund zu einem O, dann lachte sie kurz über sich selbst.

»Adam ist schon ein spezieller Typ«, sagte sie. »Er nimmt sich selbst so schrecklich ernst, wenn er singt.«

»Komm, lass uns jetzt anrufen«, sagte er und stand auf.

Zum Haus gehörte ein tragbares Telefon, das sie benutzen durften, der Besitzer würde ihnen nachträglich die Rechnung schicken. Thomas nahm es mit auf die Veranda. Das Tuten klang lang gezogen und hohl, dann war eine Stimme zu hören, Adams helles Hallo. Er reichte den Hörer an Cathrine weiter.

»Adam!«, rief sie, »wir sitzen hier in Shorts und sehen auf das Meer.«

Wir hören das Meer, dachte er, sehen tun wir es nicht.

»Maria geht es gut, sie schläft.«

Thomas schlang seine Arme um Cathrines Hüfte, und sie lehnte sich an ihn.

»Möchtest du mit deinem Vater sprechen?«

Er blieb noch eine Weile auf, nachdem sie sich hingelegt hatte, trank einen Gin Tonic und las ein Kapitel in seinem Buch. Als er ins Schlafzimmer kam, schliefen Cathrine und Maria. Er zog sich aus und legte sich vorsichtig ins Bett.

Seine Fußsohlen fühlten sich wund an, nachdem er barfuß gegangen war, und seine Haut war warm von der Sonne. Er bereute es, dass er sich nicht eine Flasche Wasser mitgebracht hatte. Dann versuchte er, sich Adams Stimme am Telefon ins Gedächtnis zu rufen. »Ich liebe meinen Sohn«, dachte er und ließ die Worte durch seinen Kopf fließen wie eine Art Abendgebet. Es half ihm, mit dem Geräusch des Meeres einzuschlafen.